Nötig ist der nüchterne Blick auf die Vergangenheit

Resümierende Betrachtungen zum Streit zwischen Walser und Bubis

Gedruckt (leicht gekürzt) in: Badische Zeitung, 15.12.1998

Der Streit zwischen Martin Walser, Ignaz Bubis und Klaus von Dohnanyi, der in den vergangenen Wochen viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, bezog seine besondere Schärfe dadurch, daß hier erstmals nach dem Kriege eine sehr persönliche und mit einigem Ingrimm geführte Auseinandersetzung zwischen dem Vertreter der Juden in Deutschland und nicht-jüdischen, eher liberalen Intellektuellen öffentlich ausgetragen wurde. Allerdings war die sich daran anschließende publizistische Erregung von dem Eindruck bestimmt, daß man hier zwar eine "wichtige Debatte" vermutete, sich aber nicht einig war, worum es dabei eigentlich gehe.

Betrachtet man den Streit mit etwas Distanz, so kann man hierbei vier voneinander zu unterscheidende Aspekte hervorheben.

1. In seiner Rede in der Paulskirche erhob Martin Walser Klage über die Art und Weise des Umgangs mit der NS-Vergangenheit. Diejenigen, so führte er aus, die vor allem in den Medien damit beschäftigt seien, über die Verbrechen des NS-Regimes zu berichten, täten dies in einer ganz anmaßenden Art und Weise: So als ob diejenigen, die über die NS-Zeit berichten und schreiben, sich in einer moralisch besseren Situation befänden oder gar den Opfern der NS-Diktatur näher seien, als diejenigen, die ihnen zusähen oder zuzuhören. Diese Art der "Dauerpräsentation unserer Schande" führe bei ihm selbst mittlerweile zum Wegsehen. Im Kern gehe es bei dieser Aufklärung über die NS-Zeit weniger um die Verbrechen, die Opfer, die Täter selbst, sondern um einen posenhaften Entlarvungsgegenst: "Könnte es sein, daß die Intellektuellen, die sie - die Schande - uns vorhalten, eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick sogar näher bei den Opfern als bei den Tätern?".

Diese Beobachtung ist nicht falsch und darum hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst Walsers, das auch nicht dadurch vermindert wird, daß seine Rede auch eine verärgerte Reaktion auf eine kritische Bemerkung im "Literarischen Quartett" über seinen Erinnerungsroman "Ein springender Brunnen" darstellte, als nämlich ein Rezensent bemerkte, in Walsers Darstellung der NS-Zeit komme "Auschwitz" nicht vor. Dennoch trifft Walser hier einen richtigen Punkt: Wer über die NS-Zeit berichtet, schreibt oder vorträgt, gerät leicht in die Pose des "Mahners", so als ob man sich als Deutscher aus den Traditionen der deutschen Geschichte dadurch lösen könne, daß man beherrscht die Partei der Opfer ergriffen, oder über die Furchtbaren des Genozids berichte. Viele, die wie ich selbst häufiger in die Lage kommen, Vorträge über die Verbrechen des NS-Regimes zu hören oder gar zu halten, werden den Eindruck kennen, daß solche Veranstaltungen zuweilen einen nahezu liturgischen Charakter annehmen und man sich als Berichtender oder Vortragender nicht leicht gegen den selbst erzeugten Eindruck feiern kann, der guten Seite irgendwie näher zu sein als denen, die die Verbrechen begangen oder angeordnet haben. Auf der Seite der Mahner zu stehen, nicht
der zu Ermähndenden, auf der Seite der Beschämter und nicht der Beschämten, entspricht daher einem Wunsch vieler; und nicht zuletzt die zum Teil enthusiastische Zustimmung zu dem (fachlich fast schon vergessenen) Buch von Daniel Goldhagen in Deutschland zeugte von diesem Verlangen: jedenfalls nicht zu denen gehören zu wollen, gegen die sich Goldhagens Buch richtete.


Es ist daher gar nicht zu vermeiden, die deutsche "Schande" dauernd erneut zu präsentieren; schon weil die nachwachsenden Generationen nach genauer Auskunft drängen - und zwar erstaunlicherweise um so mehr, je länger Krieg und NS-Regime zurückliegen. Es gibt gewiß gute Gründe, sich gegen schlechte Sendungen, impertinenten Vorträgen und moralisierende Posen zu wenden. Die "Dauerpräsentation unserer Schande" hingegen wird man nicht vermeiden können, will man die Auseinandersetzung damit nicht generationell begrenzen. Und daß man das kaum oder nicht aushalten kann - liegt das nicht in erster Linie am Gegenstand selbst, an seiner das herkömmliche Wahrnehmungsvermögen sprengenden Größenordnung?


Die Emotionen, die diese Rede hervorrief, rühren woanders her. Denn Walser hat in seinen Text eine Vielzahl von Codeworten hineingepackt, die anders aufgeladen sind als das behandelte Thema, einen anderen Sinn ausstrahlen als den, zu dem sie textlich geformt sind.


Und eben hierauf, und nicht auf das von Walser besprochene Thema, hat Ignaz Bubis reagiert - doch wohl zu Recht. Walsers Rede behandelte einen diskutierbaren Gegenstand, aber er tat dies in einer Sprache, die verließ: Ich meine eigentlich noch etwas anderes. Die Enttabuisierung, die die Rede bewirkte und womöglich auch bezwecken wollte, bezog sich also nicht darauf, daß "nun endlich" "offen" über die NS-Vergangenheit gesprochen werden könne - was für ein absurdes Ansinnen nach dreißig Jahren streitiger Debatte -, sondern daß man die Erinnerung an den Holocaust als von außen aufgezwungene Demutsgeste verstehe, die man nun abzuschütteln trachte. Wer die Fernsehübertragung von Walsers Duisburger Replik mitangesehen hat, dem wird der Eindruck der laut jubelnden Publikumsmehrheit nach Walsers Wort "Meine Rede hat wie eine Befreiung gewirkt" unvergeßlich bleiben.

Aus Ignaz Bubis Replik auf Walsers Rede hat sich jedoch keine historisch-politische Debatte entwickelt - worüber auch? -, sondern zunächst ein heftiger verbaler Schlagabtausch; den jedoch als vermeintlicher Schlichter der ehemalige Hamburger Bürgermeister von Dohnanyi noch weiter verschärfte. Dohnanyi, das muß man doch betonen, trat hier ja nicht auf, weil er als historisch versierter Intellektueller gilt, sondern in seiner Funktion als Sohn, als jemand also, über den ein pauschales Urteil über die Deutschen angesichts der Ermordung seines Vaters durch die Nazis nicht leicht aufkommen will und dem man manches eher abnimmt als einen Deutschen, dessen Vater nicht so eindeutig gegen die Nazis stand. Dohnanyi nahm Walser in Schutz, das ist sein gutes Recht. Aber er bezog sich nicht auf das, was Walser gesagt hatte, noch entschuldigte er die unterschiedliche Begrifflichkeit, die jener benützte, sondern antwortete auf Ignaz Bubis' Kritik mit einer Generalentschuldigungsklausel, die es in dieser Form bislang nicht gegeben hatte und sich zudem noch als moralisch besonders
sensibel dartat: Wären die Juden damals nicht verfolgt und ermordet worden, so führte Dohanyi aus, sondern andere, hätten sich dann nicht vielleicht auch die Juden so verhalten wie die meisten nicht-jüdischen Deutschen? Nun ist die Vorhaltung: Was hätte ich damals getan? seit jeher eine beliebte Formel der Individualisierung des historischen Prozesses. Der Einzelne wird zu einer Art überhistorischem Ich erhöht, das unabhängig von den Zeitläufen eine moralische Substanz entweder besitzt oder nicht besitzt und sich als solcher retrospektiv in vergangenen Situationen zu bewähren hat. Da verständlicherweise niemand in der Lage ist, und sei es aus Schicklichkeit, zu sagen, er oder sie besitze in der Tat eine solche Art moralischer Qualität, ist das Argument zu nichts anderem nütze, als die politische und historische Verantwortung der 30er und vierziger Jahre zu individualisieren und jede historische Beurteilung zu relativieren: Wenn Du nicht in der Lage bist zu versichern, daß Du Dich im Moskau der Schauprozesse der dreißiger Jahre anders verhalten hättest als die Stalinisten, wie willst Du Dich dann moralisch über sie erheben - das wäre die Parallele, und schon dadurch werden die fatalen Folgen des Einwurfs von Dohanyi deutlich. Er geht aber noch weiter, indem er diese retrospektive Moralitätsprüfung nicht auf das Gewissen der Einzeln bezieht, sondern auf eine ganze Gruppe; und dann ausgerechnet auf diejenige, deren Mitglieder bis auf wenige ermordet worden sind: die Juden. So wird der versteckte Sinn dieser Aussage deutlich: Da Ihr, die Juden, nicht in der Lage seid zu versichern, Ihr hättest Euch, wärst Ihr die Verfolger gewesen und nicht die Verfolgten, anders und moralisch besser verhalten als jene, die Euch verfolgten, so seid Ihr nicht in der Lage, Euch moralisch über jene zu erheben, die Euch einstens verfolgten. Man kann nicht umhin, diese Überlegungen als historisch verfehlt, moralisch zweifelhaft und politisch problematisch anzusehen.


Demgegenüber ist die Lektüre eines Buches über die NS-Zeit selbst nachgerade eine moralische Tat, ein Akt des Protests gegen den Rummel und die Verwüstung der historisch-politischen Diskussion durch unablässige "Vergangenheitsdiskurse". Im Umgang mit unserer Vergangenheit sind nicht die großen Gesten und pathetischen Bekundungen der eigenen antifaschistischen Gesinnung vonnöten, und noch viel weniger die Darstellung des deutschen Leidens angesichts der von außen aufgezwungenen NS-Fixiertheit, sondern der nüchterne Blick auf die Vergangenheit selbst.

Denn da es keine Theorie des Judenmords gibt, keine erlösende Kurzformel, keine symbolische "Anerkennung" unserer Vergangenheit noch den befreienden Schlag, um sie endlich loszuwerden, ist es immer nur wieder die Auseinandersetzung mit dem Geschehen selbst, die das Bedürfnis nach Aufklärung stillen kann.